



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## Miszellen

---

## Die Adelskämpfe in Mytilene (Lesbos) zu Beginn des 6. Jahrhunderts – Hetairien in der Dichtung des Alkaios

von Ludger Stückle

In der modernen Forschung zur archaischen Zeit Griechenlands wird die Bedeutung von Hetairien, Männergemeinschaften, in den Machtkämpfen während der Institutionalisierung der Polis deutlich hervorgehoben. Im Gegensatz dazu steht die Unsicherheit, mit der Intentionen und Wesen von Hetairien beschrieben werden. Sie werden als Adelsgemeinschaften oder als adlige Gefolgschaften bezeichnet, die Art, in der man sich zusammenschloß, wird unterschiedlich gedeutet und über ihre Absichten und Ziele besteht keine Einigung. Grund hierfür dürfte die meist desaströse Quellenlage der Archaik zu diesem Thema sein. Ein Beispiel jedoch tritt in größerer Genauigkeit hervor, und zwar während der Adelskämpfe zu Beginn des sechsten Jahrhunderts in der Stadt Mytilene auf der äolischen Insel Lesbos. Einen Einblick in die politischen Auseinandersetzungen gestattet uns die Dichtung des frühgriechischen Lyrikers Alkaios, der als mytilenischer Adliger im Zentrum der damaligen Ereignisse stand.

In Mytilene herrschte bis ins letzte Drittel des 7. Jahrhunderts das Königsgeschlecht der Penthiliden und dies, zumindest zuletzt, recht gewalttätig, wie noch Aristoteles zu berichten wußte: „So beseitigte in Mytilene Megakles die Penthiliden, weil diese umhergingen und mit Knüppeln unter die Leute schlugen, indem er mit seinen Freunden einen Aufstand gegen sie erhob.“<sup>1</sup> Die folgenden Jahrzehnte waren gekennzeichnet durch heftige Adelsauseinandersetzungen, in denen nur noch vereinzelt Namen faßbar sind. Zwischenzeitlich gelang es einzelnen Adligen eine überragende Machtstellung zu

erlangen, so daß sie von ihren zeitgenössischen Gegnern als Tyrannen bezeichnet wurden. Bekannt sind heute nur noch wenige, so z.B. Melanchros, der durch eine Hetairie getötet wurde, der zumindest Brüder des Alkaios und Pittakos, der später zu den Sieben Weisen gezählt wurde, angehörten. Der nächste bekannte Tyrann war Myrsilos, der ebenfalls von dieser Hetairie bekämpft wurde. Spätestens ab diesem Zeitpunkt war auch Alkaios Mitglied. In der Folgezeit verließ Pittakos die Hetairie und schloß sich, wahrscheinlich aus strategischen Gründen, Myrsilos an. Alkaios Hetairie war deshalb gezwungen ins Exil zu gehen. Nach dem Tod des Myrsilos versuchte sie sich wieder in Mytilene zu etablieren und gegen Pittakos vorzugehen, was allerdings gründlich mißlang: Um 590 wurde Pittakos vom demos zum Aisymneten gewählt und Alkaios und seine hetairoi wichen wieder ins Exil aus. Nach ca. zehnjähriger Amtszeit legte Pittakos sein Amt nieder. Für die Zeit danach berichten spätere Quellen, daß die Lage in Mytilene bis ins ausgehende sechste Jahrhundert frei von Adelsunruhen blieb.

Alkaios dichtete zum Vortrag während des Symposions und Hauptadressat seiner Dichtung war die eigene Hetairie. Erkennbar ist dies zum einen an der expliziten Bezugnahme auf die kleine Gemeinschaft, zum anderen an der vorausgesetzten Kenntnis des situativen Kontextes. Dadurch wird die Quellenauswertung erschwert, da heute dieses Kontextverständnis fehlt, so daß viele Namen ungeklärt bleiben und eine zeitlich und örtlich genaue Einordnung kaum möglich ist. Zudem ist

die Dichtung nur fragmentarisch überliefert. Doch obwohl die Dichtung des Alkaios für die Ereignisgeschichte wenig zu bieten hat, lassen sich aus ihr, da sie deutlich hetairiebezogen angelegt wurde, Rückschlüsse auf Wesen und Situation der alkäischen Hetairie ziehen.

„Von solchem Volke stammst Du und maßst dir an / den Ruhm, der freien Männern allein gebührt, / die edlem Geschlecht entsprossen.“<sup>ii</sup> Da Alkaios solche Verse kaum vor nichtadligem Publikum vorgetragen haben dürfte, ist anzunehmen, daß zumindest der innere Kreis der Hetairie sich aus Adligen zusammensetzte. Diese Adligen schlossen sich mit einem Eid zusammen, an den Alkaios in seinen Liedern erinnert: „wie wir es dereinst gelobten / am Altar beim Opfer / nie zu verlassen der Freunde einen / zu sterben lieber, zu decken der Erde Sand / mit unseren Leibern vor der Tyrannenbrut, / noch besser: sie zum Hades schicken / und unser Volk von der Schmach erlösen!“<sup>iii</sup> Die Ziele der Hetairie werden hier klar deutlich: die Entmachtung des Tyrannen und damit die eigene Vorherrschaft im Adel oder zumindest größerer Einfluß in der Polis. Ebensovienig wie die Institutionen der Polis durch einen Tyrannen abgeschafft wurden, arbeitete die Hetairie nicht gegen diese Institutionen, sondern richtete ihr Augenmerk darauf, in ihnen Einfluß zu gewinnen. So klagte Alkaios als er sich im Exil befand: „Nur eins seh ich herbei: zu hören / wie Heroldes Ruf zu der Versammlung lädt, wo / mein Vater ergraut und meines Vaters Ahn, / wie sie pflogen Rats mit diesen Bürgern.“<sup>iv</sup> Deutlich vor Augen tritt hier der Wunsch, wieder in den politischen Institutionen der Polis agieren zu können und nicht der Wunsch, diese aufzulösen. Im Rahmen etwa der Volksversammlung ging es darum, politisch die Oberhand zu gewinnen, was sowohl für Alkaios als auch für Pittakos zugetroffen haben dürfte. Beide bekämpften zusammen Myrsilos um diesen abzulösen. Pittakos schloß sich dann

schließlich Myrsilos an, wahrscheinlich weil er keine weitere Chance mehr mit Alkaios und der Hetairie gesehen hatte und sich so die Möglichkeit für einen späteren Aufstieg erhalten wollte, der dann auch eintrat. Ebenso versuchte die alkäische Hetairie weiterhin auch selbst an Einfluß zu gewinnen, und daß es dabei um persönlichen Machtzuwachs und nicht etwa um das Allgemeinwohl ging, zeigt sich an Alkaios Polemik gegen Pittakos, die ganz im Gegensatz zur späteren Überlieferung der realen Geschehnisse steht. Schon in den Liedern des Alkaios trat dieser Widerspruch in aller Deutlichkeit hervor: „Daß einst nachläßt der Streit, der unser Herz zermürbt, / der Bruderkampf im Volke, den ein Olympier / entfacht hat, als er die Bürger verblendete / und dem Pittakos Macht, die er ersehnte, gab.“<sup>v</sup> In diesen Versen zeigt sich, daß die Hetairie gegen den Willen des demos agierte und eigene Ziele verfolgte. Es ging in diesen Auseinandersetzungen also nur um den eigenen politischen Machtzuwachs bzw. die damit verbundene Stärkung des eigenen Prestiges.

In diesen Auseinandersetzungen wurde die Dichtung des Alkaios wohl auch als Propagandamittel zur Schmähung des Gegners eingesetzt und in Teilen auch außerhalb der Hetairie verbreitet. Daneben setzte man auch finanzielle Mittel ein, die nicht nur selbst aufgebracht wurden, sondern auch von äußeren Machtgruppen als Unterstützung gewährt wurden: „Vater Zeus, die Lyder hat all das Unglück / arg geschmerzt: sie gaben zweitausend statere / uns, daß in die heilige Stadt wir wieder / heimkehren könnten.“<sup>vi</sup> Daß diese finanziellen Mittel nicht nur zum Stimmenkauf, sondern auch zur Ausrüstung mit Waffen und zur Anwerbung von Helfern gedient haben, legt die häufig anklingende Gewaltbereitschaft der alkäischen Hetairie nahe: „So mag er [Pittakos] denn, erhöht durch die Atridenehe / würgen unsere Stadt, wie einst mit Myrsilos, / bis

*Ares es einmal will, daß die Waffen wir / holen, daß man den Groll wieder vergessen kann.*<sup>iii</sup> Die Anwendung von Waffengewalt im Streit um die politische Vorrangstellung zeigte sich deutlich in der Ermordung des Melanchros, aber auch in der Tatsache, daß die hetairoi des Alkaios während der Auseinandersetzungen um ihr Leben fürchten mußten und ins Exil flohen. Man geht heute davon aus, daß sie mehrere Jahre außerhalb der Stadt verbrachten, und es ist bezeichnend für den Zusammenhalt der Gruppe, daß sie in dieser Zeit nicht auseinanderbrach, sondern weiterhin eng zusammenhielt, auch wenn die einzelnen Mitglieder bisweilen räumlich von einander getrennt wurden. „*wohne ich hier allein in wölfischer Existenz / (...) / wohne ich sogar in den Gemeinschaften, die / Füße abseits vom Übel haltend,*“<sup>iiii</sup> klagte Alkaios als er sich von seinen hetairoi getrennt sah. Die Tatsache, daß eine andere Gemeinschaft kein Ersatz für die eigene Hetairie sein konnte, verdeutlicht die innere Verbundenheit, die zwischen den Mitgliedern herrschte. Man hatte sich nicht nur vorübergehend zu einer politischen Kampfgruppe zusammengeschlossen; die Hetairie stellte vielmehr eine zentrale Form menschlichen Zusammenlebens dar. Der soziale Kontakt fand dementsprechend nicht nur zu politischen Aktionen statt, sondern er gestaltete sich hauptsächlich in den festlich begangenen Symposien. Zu diesen wurden vom Dichter Wein-, Liebes- und Mythenlieder vorgetragen, aber auch politische Geschehnisse thematisiert: „*Jetzt soll man zechen, trinken nach Herzenslust / ihr Freunde: tot ist endlich nun Myrsilos!*“<sup>ix</sup> Die Bedeutung, die den Symposien zukam, läßt sich am besten daran erkennen, daß man sich und den Gegner über diese Tischgemeinschaften definierte. So werden Pittakos und seine Hetairie in den polemischen Attacken Alkaios überwiegend beim Symposium dargestellt: „*da klingt Leierklang her, ist bei*

*dem Mahl dabei, / und unter schurkischen eitlen Gesellen wird / ihm [Pittakos], dem prahlenden Herrn, Beifall und Lied zuteil.*“<sup>x</sup>

Zusammenfassend läßt sich also feststellen, daß Hetairien auf Lesbos Vereinigungen von Adligen waren, die in den politischen Institutionen der archaischen Polis um größeren Einfluß kämpften. Man bediente sich finanzieller Mittel, um Anhängerschaften anzuwerben und setzte durchaus auch Waffengewalt ein, um seine Ziele durchsetzen zu können. Doch obwohl die Zielsetzung der Hetairie eine politisch-öffentliche war, beschränkte sich der Kontakt zwischen den einzelnen Mitgliedern nicht darauf, sondern ging gerade in den Symposien darüber hinaus.

- <sup>i</sup> Aristoteles Pol. 1311 b28. Zit. nach E. Grassi, N. Tsouyopoulos (Hgg.), Aristoteles, Politik, (Griechische Philosophie 8), München 1965.
- <sup>ii</sup> Alkaios frgm. 72 LP, 10-12. Hier und im folgenden, sofern nicht anders angegeben, zit. nach M. Treu (Hg.), Alkaios, München 1980.
- <sup>iii</sup> Alkaios frgm. 129 LP, 14-20.
- <sup>iv</sup> Alkaios frgm. 130 LP, 3-6.
- <sup>v</sup> Alkaios frgm. 70 LP, 10-13.
- <sup>vi</sup> Alkaios frgm. 69 LP, 1-4.
- <sup>vii</sup> Alkaios frgm. 70 LP, 6-9.
- <sup>viii</sup> Alkaios frgm. 130LP, 25, 30-31. Zit. nach U. Walter, An der Polis teilhaben, Stuttgart 1993, S.114.
- <sup>ix</sup> Alkaios frgm. 332 LP.
- <sup>x</sup> Alkaios frgm. 70 LP, 3-5.

## Das Kreisarchiv Paderborn

von Wilhelm Grabe

Ein Archiv wird landläufig mit geheimnisvollen Aktenbergen oder spinnwebverstaubten Gewölben verbunden. Mit der Realität eines modernen Archivs haben derartige Vorstellungen jedoch nichts zu tun. Archive haben ihre Wurzeln in der Verwaltung, zu der sie gehören. Von daher ergibt sich auch ihre Bedeutung: Als praktisches Gedächtnis von Institutionen und Behörden sind sie integraler Bestandteil einer Verwaltung und erfüllen damit eine juristisch-administrative Funktion; als Sammelstelle von historischem Quellenmaterial sind sie ein wichtiger Bestandteil des politischen und kulturellen Lebens und erfüllen somit eine historische Funktion.

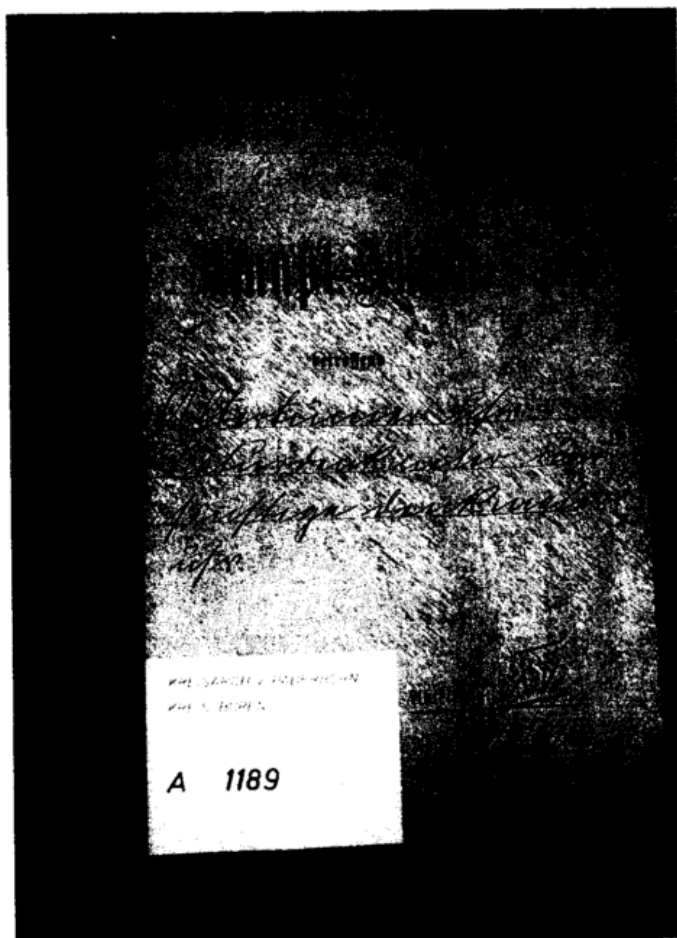
### Die Geschichte des Kreisarchivs Paderborn

Schon viele bedeutsame Quellenbestände sind durch unsachgemäße Lagerung oder Unachtsamkeit unwiederbringlich verloren gegangen. Wo Archive fehlen, werden rechtlich und historisch wichtige Unterlagen und Dokumente selten als solche erkannt, droht wertvollem Verwaltungsschriftgut nach der Ablage und Ablauf der z.T. befristeten Aufbewahrungszeiten die Zerstörung: Schon vor nahezu zwei Jahrzehnten hieß es in einem Gutachten des Städte- und Gemeindebundes: „Das Erschreckende liegt darin, daß nicht Dritte die Archivbestände gefährden, sondern daß Vernichtung und Verwahrlosung von den Archiveigentümern selbst ausgehen.“

Dieser Befund wird auch durch einen Blick in die Vorgeschichte des Archivs des Kreises Paderborn – der heutige Kreis Paderborn ist Rechtsnachfolger der alten Landkreise Büren und Paderborn – bestätigt. Im Altkreis Büren wurden im Verlauf

des 19. Jahrhunderts die als überflüssig empfundenen Akten als Altpapier an den Papiermacher Hölbe in Brenken verkauft. Aktenmäßig ist die älteste dieser Verkaufaktionen 1846 zu fassen. Damals wurden bedauerlicherweise vor allem Altakten aus der sogenannten „Franzosenzeit“ vernichtet. Mit der Entstehung und Ausformung der modernen Leistungsverwaltung wurde in immer kürzeren Abständen Registraturgut als Altpapier verkauft. Aus heutiger Sicht besonders schmerzlich: 1912 wurden zehn bis zwölf Kubikmeter alte Zeitungen an die Papiermühle Vollmer in Brenken abgegeben, angesichts der eklatanten Lücken in der lokalen Zeitungsüberlieferung ein unersetzlicher Verlust.

1878 schaltete sich erstmals die Königlich Preussische Archivverwaltung ein. Dem Staatsarchiv Münster wurde ein Verzeichnis der ausgesonderten Akten zur Prüfung vorgelegt, das Staatsarchiv übernahm nur ein einziges Aktenstück, dabei ging es bezeichnenderweise um die „Constituierung der adligen Familien zur Führung des Freiherrn-Prädikats“, während andere sozial- und wirtschaftsgeschichtlich relevante Akten unbeanstandet aussortiert und eingestampft wurden. Nach dem Ersten Weltkrieg schaltete sich das Staatsarchiv energischer ein. Als 1930 das Landratsamt Büren wiederum einen größeren Bestand an Altakten als Altpapier verkaufen wollte, intervenierte Münster: Im Dezember 1930 wurden immerhin 744 Aktenfaszikel von Büren in die Provinzialhauptstadt geschafft. 1938 und 1940 gelangten weitere Akten nach Münster, wobei sich jetzt auch die große Politik eingemischte: Im Rahmen des Vierjahresplans – d.h. im Rahmen der Kriegsvorbereitung – sollte durch eine



weitgehende und beschleunigte Aktenaussonderung bei den Behörden große Mengen Altpapier erfaßt werden. Eine für 1943 geplante Überführung von ausgesonderten Altakten nach Münster kam indes kriegsbedingt nicht mehr zustande. Sie wurden erst im Oktober 1956 an das Landesarchiv Detmold abgegeben, nachdem sie viele Jahre unbeachtet in einem Kellerraum der Kreisverwaltung Büren gelegen hatten.

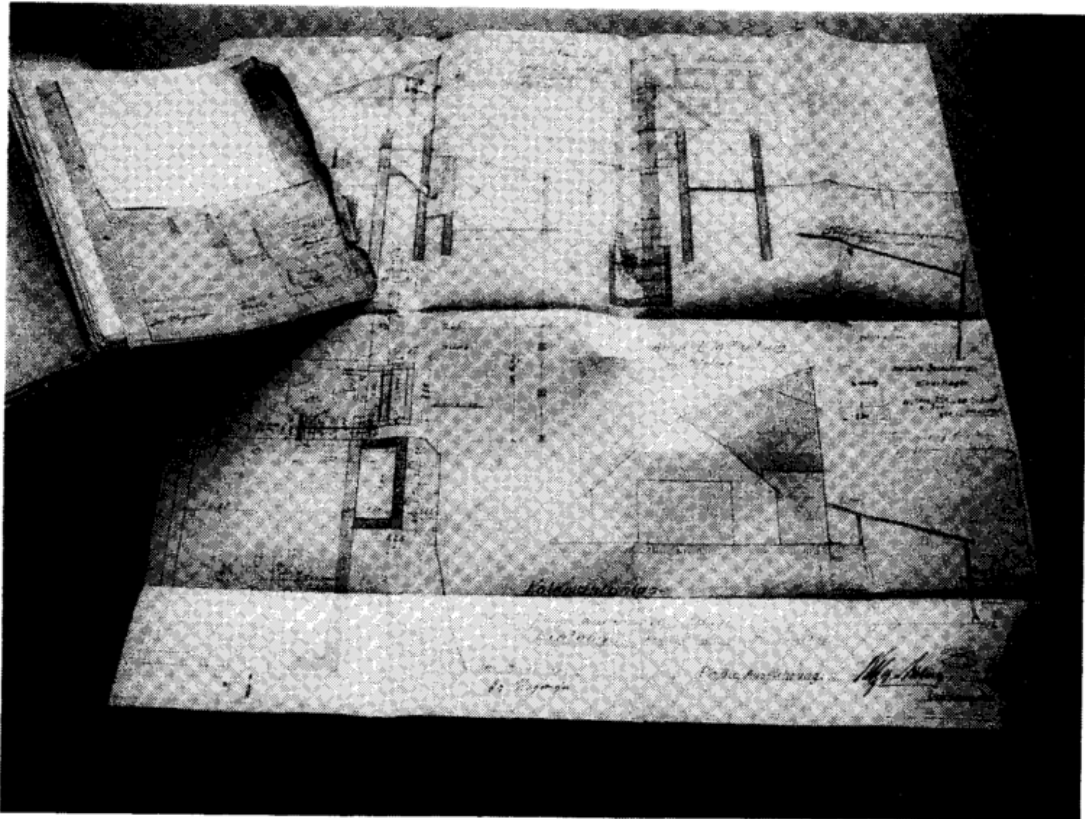
Ende der 1950er Jahre kamen in Büren dann erstmals Überlegungen auf, die eigene Aktenüberlieferung in einem Kreisarchiv aufzubewahren. Der erste Impuls für die Institutionalisierung eines solchen Archivs kam allerdings von außen: Der Direktor des Paderborner Arbeitsamts regte die „Einstellung eines Mannes, der in der Lage ist, das Kreisarchiv zu ordnen“, finanziell gestützt durch einen „Zuschuss aus Mitteln

der wertschaffenden Arbeitslosenfürsorge“, an. Der damalige Oberkreisdirektor Greve war zwar außerordentlich interessiert, gleichwohl sollten einige Jahre ins Land gehen, bevor 1964 dann nominell das „Kreisarchiv Büren“ eingerichtet wurde, womit es die erste derartige Einrichtung in Westfalen gewesen wäre. Faktisch bestand das Archiv aber nur auf dem Papier.

Für den Kreis Paderborn liegen über Bemühungen und Initiativen aus der Zeit vor 1945 keine Erkenntnisse vor, da bis auf wenige Einzelvorgänge sämtliche Aktenbestände während des Krieges vernichtet wurden. 1953 kam es zwar zur Einrichtung eines Archivs für Standesamtsregister und -bücher, die Einrichtung eines Kreisarchivs wurde allerdings aufgrund der Kriegsverluste zunächst nicht für nötig befunden.

Immerhin wurde 1957 verwaltungsmäßig ein Archivpfleger bestellt.

Erst Mitte der 1970er Jahre - im Zusammenhang mit der kommunalen Neugliederung - wurden neue Überlegungen angestellt, wie die vorhandene und künftig zu erwartende Aktenproduktion der Kreisverwaltung archivmäßig in den Griff zu bekommen sei. Oberkreisdirektor Henke bezeichnete es im Dezember 1974 als wünschenswert, in dem neuen Großkreis Paderborn „ein geordnetes Archivwesen durch Einstellung von Fachkräften“ aufzubauen. Und im Protokoll der Kulturausschußsitzung vom 2. Juni 1975 in Paderborn hieß es: „Die Kellerräume der Kreisnebenstelle in Büren berge[n] Aktengut von nahezu 150 Jahren. Bei der Hauptstelle [in Paderborn] lagerte nach dem Verlust allen Aktengutes nach 1945 bereits auch wieder



Aktengut von 30 Jahren. Es wäre erforderlich, ein Kreisarchiv mit einer Altregistratur anzulegen, überflüssiges Aktengut müsse für die Tagesarbeit u. dgl. erschlossen werden.“

Nach mehrmaligen Verzögerungen wurde zum Januar 1980 ein hauptamtlicher Kreisarchivar eingestellt. Das dem Kulturamt zugeordnete Kreisarchiv war zunächst provisorisch in der Nebenstelle des Kreishauses in Büren untergebracht, ab Ende 1983 dann im ehemaligen Amtshaus des Amtes Büren (Lindenstraße 12). Neben dem hauptamtlichen Archivar war eine Reihe von ABM- und ASS-Kräften in verschiedenen Arbeitsbereichen beschäftigt. Ab November 1999 wurde eine zweite Kraft festangestellt. Bereits Anfang 1989 hat die EDV Einzug im Kreisarchiv Paderborn gehalten: Damals kam ein 286er PC mit spezieller Archiv-Software zum Einsatz. In der Zwischenzeit sind die Akten- und Buchbestände weitgehend über Da-

tenbänke erschlossen. Der Einsatz moderner Datenbankprogramme erleichtert und beschleunigt Recherchen.

#### **Die Bestände des Kreisarchivs Paderborn**

Während nahezu die gesamte Altregistratur des Kreises Paderborn 1945 den Flammen zum Opfer gefallen ist, hat sich die Überlieferung des Altkreises Büren erhalten. Allerdings ist ein nicht unbeträchtlicher Teil der Altakten (etwa 30 %) in mehreren Aktionen an die Staatsarchive Münster bzw. Detmold gelangt (1930, 1938/40, 1956). Dieser etwas mehr als 1100 Aktenfaszikel umfassende Bestand befindet sich heute im Staatsarchiv Detmold, wo er zwischen 1975 und 1978 – etwas lieblos – geordnet und verzeichnet wurde. Von der Zersplitterung der Altbestände ist nicht nur der Kreis Büren betroffen, denn die Eigentumsfrage der Überlieferung der preussischen Landratsämter ist bis heute nicht

definitiv geklärt: Während das Staatsarchiv die schriftlichen Hinterlassenschaften der Landratsämter als staatliches Eigentum betrachtet, bemühen sich die Kreise als Rechtsnachfolger um die Rückführung der Altregistraturen.

Der in Büren verbliebene größere Teil der Landratsamtsüberlieferung wurde nach 1980 geordnet: Er umfaßt mit dem Bestand A (1816-1875), B (1875-1930) und C (1930-1945) etwa 100 lfd. Aktenmeter. Hinzu kommen die Bestände Kreis Büren D (1945-1975), Kreis Paderborn C (1945-1975) und Paderborn D (1975ff.). Die Bestände sind über eine Datenbank bzw. ein ausgedrucktes Findbuch erschlossen. Da historisch relevantes Material natürlich nicht nur in Verwaltungen anfällt, wird die aktive Sammeltätigkeit des Kreisarchivs immer bedeutsamer. Um die Aktenüberlieferung zu ergänzen und zu vervollständigen und um die Kreisgeschichte möglichst umfassend zu dokumentieren, empfahl sich die Bildung sogenannter „zeitgeschichtlicher Sammlungen“. Zu nennen sind hier die Zeitungssammlung, die Zeitungsausschnittsammlung, die Bild- und Fotosammlung, die Kartensammlung, die Plakatsammlung, die Druckschriftensammlung sowie die Sammlung von Ton- und Bildträgern. Auf dem Grundstock der Bibliothek des alten Kreisarchivs Büren ist inzwischen eine mehr als 5000 Bände umfassende Präsenzbibliothek entstanden, in welcher neben Nachschlagewerken und historischen Hilfsmitteln in erster Linie Literatur zur Geschichte des Kreises Paderborn gesammelt wird. Sie umfaßt darüber hinaus Festschriften, Geschäftsberichte, Haushaltspläne sowie regelmäßige Mitteilungsblätter und Zeitschriften, aber auch zahlreiche ungedruckte Manuskripte und Ausarbeitungen.

Das Kreisarchiv Paderborn versteht sich als „Gedächtnis des Kreises“ und will sich zugleich als kompetente Institution für

alle Fragen der Kreisgeschichte präsentieren. Das Kreisarchiv will - in stärkerem Umfang als bisher - Informationsspeicher für Verwaltung, Politik und Presse, darüber hinaus für alle Bürger im Kreis werden. Durch die Kombination von archivischer Bestandsbildungs-, Ordnungs- und Erschließungsarbeit mit kreisgeschichtlicher Forschung ist das Archiv Träger und Vermittler für das historische Erbe des Kreises.

Soll das Kreisarchiv Paderborn als Gedächtnis des Kreises auch ein waches Gedächtnis sein, so muß es personell, sachlich und räumlich entsprechend ausgestattet sein. Archivarbeit erfordert Kontinuität, die nicht durch einmalige Maßnahmen, sondern nur durch ständige sachgerechte Betreuung durch Fachkräfte erreicht werden kann. Der weitere Ausbau der Bibliothek und der zeitgeschichtlichen Sammlungen sind daher unerlässlich. Langfristig ist an die Einrichtung eines Ausbildungsplatzes „Fachangestellte(r) für Medien- und Informationsdienste - Fachrichtung Archiv“ gedacht. Für die Ordnung und Verzeichnung der umfangreichen zeitgeschichtlichen Sammlungen ist die Einstellung einer AB-Maßnahme bewilligt worden. Darüber hinaus sollen mehrwöchige Archiv-Praktika für Geschichtsstudenten angeboten werden, denen auf diesem Wege Einblick in die Arbeit eines Kommunalarchivs gegeben werden soll.

Kontakt:

Kreisarchiv Paderborn, Lindenstr. 12,  
33142 Büren

Tel. 02951-970226 oder 970225, Fax:

02951-970228, E-Mail: [kreisarchiv@kreis-paderborn.de](mailto:kreisarchiv@kreis-paderborn.de)

Öffnungszeiten:

Mo. – Do. 8.30 – 12.30 Uhr, 13.00 – 16.00  
Uhr; Fr. 8.30 – 12.30 Uhr



## Das neue Mittelalterinstitut an der Universität Paderborn

### Von der Freude an alten Steinen und Handschriften ...

von Jens Schneider

Spätestens seit der großen Karolingerausstellung, die 1999 nach 312.000 Besuchern ihre Pforten schloss, ist Paderborn ein Begriff für die Erforschung, aber auch die gelungene Dokumentation des Mittelalters.

Archäologen in aller Welt ist Paderborn bereits seit den 60-er Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts bekannt: Die Ausgrabungen, die über die in der Folge rekonstruierte Pfalz Bischofs Meinwerks, aber auch über die ältere Anlage Karls des Großen Kenntnis gaben, hatten das internationale Fachpublikum für Ostwestfalen interessiert. Und obgleich man sich inzwischen von der Vorstellung verabschieden musste, dass Karl aus Paderborn ein zweites Aachen machen wollte, um sich hier zur Ruhe zu setzen, bleibt der Reichtum an Zeugnissen aus der mittelalterlichen Vergangenheit in der Stadt und im Paderborner Land beachtlich.

Dieses Geschichtskapital wollen drei Mediävisten, die seit langem als Veranstalter von Symposien und Ausstellungen nicht nur in Paderborn bekannt sind, nutzen. Der Germanist Prof. Dr. Ernst Bremer, der Historiker Prof. Dr. Jörg Jarnut und der Archäologe und Leiter des Museums in der Kaiserpfalz, Prof. Dr. Matthias Wemhoff, sehen die zukünftige Rolle Paderborns als Kristallisationspunkt in der internationalen Mittelalterforschung: Dabei soll auf verschiedenen Ebenen ein internationaler Austausch über die traditionellen Fachgrenzen hinweg stattfinden. Als Schnittstellen dieser Ebenen – regional/international, Nachwuchs-/etablierte Wissenschaftler – und als räumliches Forum, das die wechselseitige Anregung för-

dert und aus ihr lebt, stellt dies weltweit ein Novum dar.

Neu ist ferner das Prinzip der mehrfachen Trägerschaft. Denn neben der Universität wird das Projekt, welches zum Einen das „Institut zur Interdisziplinären Erforschung des Mittelalters und seines Nachwirkens“ (IEMAN) und zum Anderen das „Paderborner MittelalterKolleg“ umfasst, von dem Landschaftsverband Westfalen-Lippe, der Stadt und dem Kreis Paderborn, dem Land Nordrhein-Westfalen (MSWF) sowie von privaten Sponsoren unterstützt und gefördert.

Die dem Mittelalter zugewandte Wissenschaft hat in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts mit der Interdisziplinarität ein zentrales methodisches Problem zur Sprache gebracht. Es hat sich gezeigt, dass als Gegenbewegung zur zunehmenden Spezialisierung und fortdauernden Verästelung der Wissenschaftsdisziplinen eine Zusammenführung der verschiedenen Fragestellungen notwendig ist. Der unterschiedliche Umgang mit den Quellen aus Sach- und Schriftkultur der diversen Fächer muss für eine Zusammenschau der Ergebnisse fruchtbar gemacht werden. Nur so kann der Herausforderung alter wie aktueller Forschungsprobleme begegnet werden. Vor diesem Hintergrund ist das neue Mittelalterinstitut konsequenterweise als zentrale wissenschaftliche Einrichtung der Hochschule konzipiert, die keinem Fachbereich zugeordnet ist. Es bietet vielmehr ein Dach für gemeinsame Projekte mit Vertretern aus den Fachbereichen 1, 3 und 4 sowie auswärtigen Mediävisten.

Eine weitere Herausforderung stellt die

zunehmende Ausrichtung der heutigen Gesellschaft auf eine spezifische Medienkultur dar. Die Paderborner Hochschule versteht sich als Universität der Informationsgesellschaft und wird demnächst den am stärksten ausgebauten Studiengang Medienwissenschaften in Deutschland anbieten. Die Integration der Mediengeschichte als ein wichtiger, lange nur ausschnitthaft wahrgenommener Bereich der Mittelalterforschung ist eine innovative Besonderheit des Paderborner Instituts, die andere bestehende Mittelalterzentren in Bamberg, Greifswald, Bern oder Zürich nicht vorweisen können. Das gilt auch für einen weiteren Schwerpunkt in der Konzeption: das Nachwirken. Forschungsgegenstand ist nicht nur die Epoche des Mittelalters, sondern auch das – der jeweiligen Gegenwart zumeist unbewusste – Nachwirken mittelalterlicher Strukturen und kultureller Identitäten in der Neuzeit und die bewusste Mittelalterrezeption in der Selbstdarstellung gesellschaftlicher Gruppen sowie in der kulturellen Produktion (Literatur, Musik, Baukunst). Die Beschäftigung mit Medienkultur und Wissenschaftsgeschichte gibt der Paderborner Mittelalterforschung eine spezifische Prägung.

Ebenso neu von der Konzeption her ist

das am Institut angesiedelte berufsbezogene Paderborner MittelalterKolleg. Das Graduiertenkolleg mit dem Thema „Kloster und Welt im Mittelalter“ unterscheidet sich von herkömmlichen, durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft geförderten Kollegs vor allem durch die praktischen Anforderungen schon während der Förderungszeit. Mit der Verzahnung von Theorie und Praxis, mit dem Kontakt junger Graduiertes zu Persönlichkeiten aus der Wissenschaft, mit der Verbindung von regionaler mit internationaler Forschung wird das Institut nicht nur dem interdisziplinären und regionalen Auftrag der ehemaligen Gesamthochschule gerecht, sondern schafft eine echte Vernetzung über die reine Mittelalterforschung hinaus.

Im Dezember letzten Jahres mit einem Festakt eröffnet umfasst das MittelalterKolleg derzeit fünf Kollegiat(inn)en. Das Institut hat ebenfalls seine Arbeit aufgenommen und im April ein Kolloquium im Rahmen des Archäologisch-Historischen Forums zum Thema „Erinnerungskultur im Bestattungsritual“ veranstaltet. Ein größerer Kongress in Zusammenarbeit mit dem Mediävistenverband und der Universität Hamburg wird im Oktober stattfinden (S. 62ff.).

## Vereine auf nationalem Boden

### 9. Regionalgeschichtstagung: „Vereinswesen im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert“

von Rainer Pöppinghege

Im Künstlerlied der „Wanderjahre“ nennt Goethe gewichtige Gründe, die für das gesellige Zusammensein im Verein sprechen:

Zu erfinden, zu beschließen  
Bleibe, Künstler, oft allein;  
Deines Wirkens zu genießen,  
Eile freudig zum Verein!

Hier im Ganzen schau', erfahre  
Deinen eignen Lebenslauf,  
Und die Taten mancher Jahre  
Gehn dir in dem Nachbar auf.

Diese Vorzüge scheinen im 19. und 20. Jahrhundert für viele Menschen attraktiv gewesen zu sein. Denn als bürgerliches

Phänomen hat sich das Vereinswesen geradezu sprunghaft entwickelt. Und selbst das Grundgesetz trägt heute den Vereinsbestrebungen Rechnung, wie **Prof. Dr. Frank Göttmann (Paderborn)** in seiner Einleitung zur 9. Regionalgeschichtstagung in Erinnerung rief. Dort heißt es in Artikel 9: „Alle Deutschen haben das Recht, Vereine und Gesellschaften zu bilden.“ Dabei war die freie Vereinsgründung lange umstritten, war geradezu ein zentraler Diskussionspunkt im Streben nach politischer Freiheit. Das Vereinswesen war spätestens mit der Frankfurter Paulskirchen-Verfassung von 1849 untrennbar mit der Entfaltung nationaler Bestrebungen und liberaler Ideen verbunden. So sind Vereine – auch wenn sie auf Geselligkeit, Sport oder kulturelle Bestrebungen abzielen – immer politisch: nach innen durch ihre soziale Organisationsform und nach außen aufgrund ihrer gesellschaftlichen Funktion.

**Prof. Dr. Dietmar Klenke (Paderborn)** behandelte in seinem Vortrag „Die 'große Politik' und die singenden deutschen Vereinsmänner des 19. Jahrhunderts“. Seine Eingangsthese lautete: Die Sänger hätten mit ihrem Gesang mehr verbunden als nur die Geselligkeit oder die Sangesfreude: nämlich das Streben nach sittlicher Veredelung und schließlich weltanschaulichem Rückhalt und Orientierung. Politische Gesinnung und politikferner Lebensalltag wurden dabei durch das Gesangswesen verbunden. Im 19. Jahrhundert vertraten die Sänger die Ideen des liberalen Bürgertums, also die Forderung nach einer freien Bürgergesellschaft und einem deutschen Nationalstaat. Die Sängerbewegung trat als politische Gemeinschaft in Erscheinung, die sich über das gefühlsstarke Medium Gesang von politisch unerwünschten Strömungen abgrenzte. Als Hörbeispiel lieferte der Referent die Verbandshymne der Burschenschaftler. Hierin zeigen sich die genannte Abgrenzung sowie ein kämp-

ferisches Sendungsbewusstsein. Göttliches Verderben sollte danach jenen drohen, die das nationale Einigungsziel bekämpften – damit waren nach den Einigungskriegen die besiegten Franzosen und im Innern der partikularistische Adel gemeint.

Außen- und wehrpolitische Fragen besaßen während des gesamten 19. Jahrhunderts für die Sänger eine große Bedeutung. Die politischen Geltungsansprüche des aufstrebenden Bürgertums artikulierten sich im Männergesang und verbanden sich dort mit Geselligkeitsformen, die wiederum den Gesangsverein als reinen Männerbund attraktiv machten. Die Vereine wurden zum kommunikativen Scharnier zwischen den teils hochgebildeten Propagandisten der Nationalidee und dem singenden Bürger. Die wenigen Stunden des Singens boten darüber hinaus ein Korrektiv gegenüber der als kalt und kommerziell empfundenen gesellschaftlichen Realität. Denn diese zerstörte mit Arbeitsteilung und sich verschärfender Industrialisierung bestehende soziale Bindungen.

Als lokales Beispiel eines solchen vaterländisch-nationalen Identitätsmusters kann die Paderborner Liedertafel gelten. Sie hielt regelmäßig Konzerte mit vaterländisch geprägten Liedern ab und war in die überregionalen Verbandsstrukturen eingebunden. Im Jahre 1848 gab man ein Flottenkonzert, 1859 folgte eine Schillerfeier. Eine Zäsur stellte für diesen Verein der Kulturkampf dar, in dessen Verlauf sich 1876 der Paderborner Sängerbund als Zusammenschluss der katholischen Sänger abspaltete.

Um Fragen der Politik und der Wehrhaftigkeit ging es auch im Vortrag von **PD Dr. Barbara Stambolis (Paderborn)**. Das Thema: „Rheinisch-westfälisches Schützenwesen im 19. und 20. Jahrhundert: 'Ein Spiegelbild vaterländischer Geschichte'“. Ähnlich wie die Sänger vertraten die Schützen zu Beginn des 19. Jahrhunderts frei-

heitlich-liberale Ideen. Zur Jahrhundertmitte entwickelten sie nationalkriegerische Tendenzen, die zu Beginn des Ersten Weltkriegs in eine – gemessen an den publizistischen Quellen – allgemeine Kriegsbegeisterung der Schützen mündete. Die monarchistische Linie setzte sich fort: Man lehnte die Weimarer Republik ab. In den katholischen Regionen Rheinland und Westfalen zeichnete sich zur Zeit des Nationalsozialismus ein Konflikt zwischen der Bindung der Vereine an die katholische Kirche und der nationalen Erziehungsaufgabe ab, die dem Schießsport beigemessen wurde.

Von Beginn an war der Patriotismus der Schützen geprägt durch die Loyalität gegenüber dem preußischen König. Zu seinen Ehren gaben sie den ersten Schuss ab, sie standen bei Königsbesuchen in der Provinz Spalier und bedachten ihn mit Grußtelegrammen. Eine enge Verbindung gab es naturgemäß zwischen Schützen und Militär. Nicht nur übernahmen die Schützen den preußischen Zapfenstreich, sondern auf der anderen Seite beteiligten sich die 8. Husaren und die 158er Infanteristen am Schützenzug in Paderborn. Damit sei, so das Zwischenergebnis von Stambolis, das Auftreten der Vereine kurz nach der Jahrhundertwende Bestandteil der öffentlichen Militärfolklore im Kaiserreich geworden.

Mit Beginn der Weimarer Republik erhielten die Schützenvereine regen Zulauf, und zwar aus den Reihen der durch den Versailler Vertrag zunächst verbotenen Kriegervereine. In den Folgejahren lebte das alte, unter anderem durch die Kirchennähe der Schützen begründete, Konkurrenzverhältnis zwischen beiden Vereinsarten jedoch mit neuer Schärfe auf. Auf der politisch-inhaltlichen Ebene spielte sich der Konflikt jedoch nicht ab, da beide die Republik innerlich ablehnten. Dies war schließlich die ideologische Brücke, die

zunächst ein Arrangement mit dem Nationalsozialismus möglich erscheinen ließ. Im Laufe der Jahre spitzte sich allerdings die Situation für die konfessionell gebundenen Vereine in Paderborn mit den wachsenden Spannungen zwischen Kirche und Staat zu. Die Alternativen für die katholischen Schützenvereine lauteten: Beitritt zum Deutschen Schützenverband unter Aufgabe der konfessionellen Bindungen oder Beitritt zum Westfälischen Heimatbund unter Rückstellung des Schießsports. Das tatsächliche Verhalten der Vereine war indessen uneinheitlich, so dass – auch aufgrund der Quellenlage – nur vorsichtige generalisierende Aussagen zum Erfolg der Gleichschaltung gemacht werden können.

Nach Ende des Krieges wurden die Schützenvereine von den Alliierten zunächst verboten. Doch mit Rückendeckung der katholischen Kirche gelang es schon bald, die Schützen wieder „salonfähig“ zu machen – auch wenn sie in den Zeiten der „Entmilitarisierung“ der deutschen Gesellschaft in eine Defensivposition gerieten. Aber schon bald war in der Zeit des Kalten Krieges erneut ein steigendes Selbstbewusstsein in ihren Reihen zu verzeichnen, zumal auch staatliche Würdenträger die Schützen unterstützten. In den letzten Jahrzehnten schließlich traten im Schützenwesen männerbündisch-nationale Tendenzen zurück: Man öffnete sich langsam für Frauen und gab politische Positionen auf.

**Dr. Ulrike Krey (Bielefeld)** befasste sich in einer vergleichenden Studie mit Frauenvereinen in Münster und Paderborn. Mit ihren einleitenden methodischen Bemerkungen über die gesellschaftliche Kategorie „Geschlecht“ ordnete die Referentin ihr Thema der in der Geschichtswissenschaft seit einiger Zeit diskutierten übergeordneten Perspektive der Geschlechterbeziehungen zu. Unter diesem Ansatz untersuchte sie beispielhaft die sozial-karitativen

Initiativen bedeutender Frauen wie Pauline von Mallinckrodt in einem männlich geprägten staatlich-gesellschaftlichen Umfeld. In Paderborn waren es demnach Frauen aus sozial gehobenen Kreisen, die sich karitativ – und oft aus religiösen Motiven – in der Armenfürsorge engagierten. Dabei hatten sich die weiblichen Aktivitäten an von Männern gesetzten Normen und Regeln auszurichten, was im Alltag zu zahlreichen Konflikten führen konnte.

Beiden Städten Münster und Paderborn kam 1848 die Bedeutung von Schaltzentralen im regionalen Vereinswesen Westfalens zu. Die dortigen Vereine erreichten mitunter eine Ausstrahlung, die in Form von Zweigvereinen weit in das ländliche Umland reichte. Insgesamt wirkten die Jahre 1848/49 polarisierend auf die sozial engagierten Frauen. Nach dem preußischen Vereinsgesetz war ihnen die Mitgliedschaft in politischen Vereinen nicht gestattet, so dass ihre Betätigung in sozialen Vereinen oder Kongregationen Ausdruck fand. Dies hielt viele Frauen in der zweiten Jahrhunderthälfte nicht davon ab, religiös-politische Bewegungen zu unterstützen, wie das Beispiel eines zentrumsnahen Damenvereins in Münster belegt.

Abschließend zog die Referentin ein bemerkenswertes Fazit: Dem Vereinswesen kommt eine geradezu exemplarische Bedeutung für das Verhältnis der Geschlechter zu. Es beruhte zwar auf einem herkömmlichen Verständnis von der geschlechterspezifischen Differenz, das durch Abgrenzung der Aufgaben gekennzeichnet war. Andererseits konnten Geschlechterkonflikte nunmehr jenseits des häuslich-familiären Bezugsrahmens auf der zumindest halböffentlichen Plattform ausgetragen werden, die das Vereinswesen bot. Soziales Engagement der Frauen war daher Teil umfassenderer Profilierungsversuche. Neue Tätigkeitsfelder taten sich durch die Vereine für die Frauen auf – jenseits beste-

hender Rollenmuster und konfessioneller Bindungen. So plädierte die Referentin dafür, Konzepte der sozialanthropologischen Genderforschung heran zu ziehen, um geschlechterübergreifende Probleme im Kontext sozio-politischer, konfessioneller und ökonomischer Machtfelder zu berücksichtigen.

Mit dem Thema „Turn- und Sportvereine in Paderborn im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert“ befassten sich **Prof. Dr. Marie-Luise Klein und Wiebke Lamprecht (Paderborn)**. Einen ersten vergeblichen Versuch der königlich-preußischen Regierung, das Turnen auch in Paderborn zu etablieren, unternahm diese im Jahre 1819. Der Paderborner Stadtdirektor lehnte den Vorstoß jedoch ab, da die Lehrerschaft dem Turnen gegenüber nicht aufgeschlossen sei. Es blieb dennoch dem Schulturnen vorbehalten, zur Keimzelle der lokalen Turn- und Sportentwicklung zu werden. Der erste Turnunterricht ist für das Jahr 1835 am Gymnasium Theodorianum auf dem Turnplatz „auf dem Riemke“ nachgewiesen.

Der erste Turnverein etablierte sich in Paderborn erst 1848 – und löste sich vermutlich nach kurzer Dauer wieder auf. Auch in den Folgejahren war von einem Vereinswesen vorerst nicht zu sprechen, denn das restriktive preußische Vereinsgesetz von 1850 verhinderte die Ausbreitung der Vereine. Einen neuen Anlauf startete der während des Kulturkampfes gegründete Bildungsverein, dessen Mitglieder 1874 den Paderborner Turnverein ins Leben riefen. In der Regel entstammten die Turner in Paderborn dem bürgerlichen Milieu und sorgten durch ihr Abstimmungsverhalten bei Neuaufnahmen für die Beibehaltung ihrer gesellschaftlichen Exklusivität.

Konkurrenz bekam die Turnbewegung in Deutschland – und mit der auch auf anderen Feldern beobachtbaren zeitlichen

Verzögerung in Paderborn – durch den Sport. Was für den heutigen Zeitgenossen zunächst kein begrifflicher Widerspruch sein muss, kam im 19. Jahrhundert völlig gegensätzlichen Auffassungen der Körperkultur gleich. Turnen war Ästhetik, teils auch militärähnlicher Drill. Jedenfalls war es kein Wettkampf. Zentrales Kennzeichen des neuen englischen Sports hingegen war das Ausüben bekannter körperlicher Übungen nach neuen Prinzipien der aufkommenden Industriegesellschaft: Leistungssteigerungen bis an die Grenze der Belastbarkeit, Messbarmachung von Ergebnissen mit Stoppuhr, Bandmaß und Gewichten oder die Bewertung nach Punkten. Derartige Konkurrenz zog im übrigen immer mehr Zuschauer an.

Seit der Jahrhundertwende gründeten sich bis 1918 in Paderborn neben vier Turnvereinen zwölf Sportvereine, darunter vier Radsport-, vier Fußball-, zwei Wintersportvereine sowie ein Kraftsport- und ein Schwimmverein. Doch auch in diesen Vereinsformen nahmen gesellige Zusammenkünfte eine bedeutende Funktion ein. Der erste Sportverein in der Paderstadt war der Radfahrer-Verein Paderborn von 1888. Daneben etablierten sich um die Jahrhundertwende der Kraftsport und der Fußball. Hier waren es vor allem Kaufmannsgehilfen aus der neuen Mittelschicht, die 1908 den Fußballclub Preußen gründeten. Eine ablehnende Haltung nahmen die Kirche und die Lehrerschaft ein, die im Fußball ein unzivilisiertes, rohes Spiel sahen, das noch dazu während der Gottesdienstzeiten ausgeübt wurde.

Politisch gebärdeten sich die Turnvereine seit Mitte des 19. Jahrhunderts nicht mehr revolutionär, sondern trugen fortan ihre Kaiserstreue zur Schau. Sie vertraten eine deutsch-nationale Gesinnung, die den Sportvereinen zunächst fern lag. Patriotisch gesinnt waren deren Mitglieder jedoch ebenfalls, wie die Referentinnen am Bei-

spiel des Ersten Weltkriegs deutlich machten. Unterschiede stellten sie allerdings bei der Sozial- und Altersstruktur fest: Während die bürgerlichen Turnvereine durch ihre langjährigen Mitglieder so etwas wie Kontinuität erreichen konnten, waren in den Sportvereinen junge Menschen aktiv, so dass die Mitgliederzahl oft durch Berufs- bzw. Ortswechsel instabil war. Turnen und Sport waren außerdem zunächst reine Männersache. Nur zögerlich fanden Frauen Zugang – und dies auch nur in geringer Zahl. Nach einer Erhebung des Turnkreises VIIIa der Deutschen Turnerschaft für das Jahr 1912 nahmen in Paderborn – neben 360 Männern – 17 Frauen und Mädchen über 14 Jahren am Turnbetrieb teil; zwei Frauen waren sogar als Vorturnerinnen aktiv. Auch in den Sportarten wirkten Frauen in nennenswertem Maße erst ab der Zeit der Weimarer Republik.

Eine Lanze für die Fahne brach **Dr. Eckhard Trox (Lüdenscheid)**. Er setzte sich in seinem Vortrag dafür ein, Vereinsfahnen als historische Quellen stärker zu berücksichtigen und nicht nur als Beiwerk schriftlicher Quellen anzusehen. Immerhin komme in Fahnen das Selbstverständnis eines Vereins zum Ausdruck – zumindest zum Zeitpunkt seiner Gründung bzw. Anschaffung der Fahne. Fahnsymbole können daher als Beitrag zur emotionalen Selbstverständigung nach innen und nach außen gewertet werden.

Die Motive der Lüdenscheider Vereine speisten sich nicht selten aus dem Symbolrepertoire überregionaler Bewegungen. Die Fahne des Lüdenscheider SPD-Ortsvereins ist unschwer dem Umfeld der Arbeiterbewegung zuzurechnen und vereinigt die symbolische Farbe Rot mit Schwarz-Rot-Gold. Allerdings lag es nicht immer und nicht ausschließlich im Ermessen eines Vereins, seine Fahne zu gestalten. Vielmehr gab es ministerielle Auflagen, die zu be-

rücksichtigen waren. Die Fahne des Gardevereins Stadt und Amt Lüdenscheid von 1897 stand wegen behördlicher Vorgaben im Geist der preußischen Militärtradition und weist nur geringe lokale Bezüge auf. Politische Brisanz konnten Fahnen vor allem während der Weimarer Republik gewinnen: Bewusst wurden monarchische Symbole von vielen Vereinen weiter verwendet, um so ihre antidemokratische Stimmung auszudrücken. Vielfach dürften diese Symbole aber auch erst in der Republik einen politische Gehalt bekommen haben.

Die Arbeiterbewegung in Lüdenscheid weist eine relativ schlechte Überlieferung an Vereinsfahnen auf. Bei dem vorhandenen Material fällt auf, dass es sich um ein eng gefasstes Repertoire handelt, das sich auf wenige Symbole beschränkt: einerseits die verschränkten Hände als Zeichen der Arbeitersolidarität, andererseits die aufsteigende Sonne, die das sozial-utopische Konzept repräsentiert. Dem katholischen Milieu bestätigte der Referent eine umfangreiche Fahnenkultur, die möglicherweise dazu diente, Identifikationsprozesse der Katholiken im ansonsten protestantischen Lüdenscheid zu unterstützen. Die politische Bewegung des Liberalismus war of-

fensichtlich unfähig, ein eigenes Symbolrepertoire zu entwickeln, wobei der Referent dies in Zusammenhang mit dem andauernden politischen Niedergang dieser Bewegung im 19. Jahrhundert brachte. Bürgerliche Vereine der Sänger, Schützen oder Turner nutzten eine disparate Symbolik. So fand sich bei den Turnern sowohl der „Turnvater“ Jahn als auch der Preußenadler oder Abbildungen von Nationaldenkmälern.

Im Verlauf der Tagung wurde deutlich, dass es mehr denn je darauf ankommt, regionale Besonderheiten zu untersuchen und diese in die überregionalen Entwicklungen einzubetten. Denn trotz aller spezifischen Besonderheiten der Vereine in Paderborn, Münster oder Lüdenscheid lassen sich allgemeingültige Aussagen treffen. Vereine vermitteln seit jeher Geborgenheit und „soziale Heimat“, was sie angesichts wachsender Modernisierungstendenzen im 19. Jahrhundert besonders attraktiv machte. Andererseits dienen und dienen sie häufig vor allem der gemeinsamen Interessenvertretung ihrer Mitglieder, was sie selbst wiederum zu einem pluralistischen Element, zu einem Katalysator der Modernisierung machen kann.

## Zu den Anfängen der langobardischen Großherzogtümer Spoleto und Benevent

von Claudia Weskamp

„Im Jahr 568 gaben die Langobarden ihre pannonische Heimat auf und drangen in Oberitalien ein. Bis heute hat sich die Schulweisheit erhalten, daß mit diesem Jahr 568 die Völkerwanderungszeit zu Ende gegangen sei. Tatsächlich waren die Langobarden die letzten, die zu einer dauerhaften Reichsgründung auf römischen Boden schritten und ihr Regnum überdies

im alten Kernland Italien errichteten.“

Neben diesem frühmittelalterlichen Langobardenreich, dem *regnum Langobardorum*, bildeten sich nach 568 in Mittel- und Süditalien noch zwei weitere staatliche Gebilde, die langobardischen Großherzogtümer Spoleto und Benevent. Diese agierten zudem weitgehend unabhängig vom *regnum*. Im Gegensatz zu ihrer Be-

deutung für die langobardische Geschichte werden die Anfänge dieser Herzogtümer in der Forschung allerdings meist nur am Rande behandelt.

Dies ist kein Zufall, betrachtet man die Quellenlage. Es gibt keinen „Gründungsmythos“, keine Nachricht eines konstitutiven Aktes einer bedeutenden Person oder Personengruppe. Die langobardische Urkundenüberlieferung setzt erst sehr viel später ein. Auch ein verbreiteter, interdisziplinärer Ansatz, der die Ergebnisse der Archäologie einbezieht, bringt keine wesentlichen neuen Erkenntnisse, da entsprechende Zeugnisse schlicht fehlen.<sup>iii</sup> Im wesentlichen basieren alle Thesen auf den wenigen Dingen, die uns Paulus Diaconus in seiner *Historia Langobardorum* berichtet.<sup>iiii</sup> Dieser schreibt seine Langobardengeschichte allerdings in einem beachtlichen zeitlichen Abstand zu den Ereignissen. Zwischen der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts und dem endenden 8. Jahrhundert liegen immerhin rund zweihundert Jahre. Darüber hinaus äußert er sich an keiner Stelle direkt zu den Anfängen der beiden Großherzogtümer. Obwohl ihm aufgrund des zeitlichen Abstands die Bedeutung dieser Dukate für die langobardische Geschichte bewußt gewesen sein muß, findet sich in der gesamten *Historia Langobardorum* keine Episode über einen konstitutiven Akt einer bedeutenden Person oder Personengruppe. Dies ist unverständlich, betrachtet man den persönlichen und zeitgenössischen Hintergrund dieses Geschichtsschreibers. Paulus Diaconus verfaßt seine Langobardengeschichte zu einer Zeit, als das *regnum Langobardorum* infolge der Eroberung durch Karl den Großen im Jahre 774 als unabhängiges Königreich nicht mehr existierte, Benevent aber sehr wohl weiterhin ein selbständiges Herzogtum bildete. Dazu kommt, daß Paulus selbst durch seinen persönlichen Lebenslauf eng mit Benevent verbunden

ist. So hat er am Hof der *duces* von Benevent gelebt und diesen gedient. All dies zusammengenommen würde nun aber dafür sprechen, daß Paulus Diaconus ein reges Interesse insbesondere für die Anfänge zumindest des Herzogtums Benevent entwickelte. Schließlich wäre eine möglichst frühe Gründung evtl. durch die Initiative einer prestigeträchtigen Person oder Personengruppe der Garant einer langen Kontinuität und damit Legitimationsbasis für weiterreichende Ansprüche Benevents als einzigem unabhängigen Träger langobardischer Traditionen.<sup>iv</sup> Warum widmet Paulus Diaconus diesem zentralen Thema in seiner Langobardengeschichte kein eigenes Kapitel oder zumindest einen Exkurs? Liegen selbst ihm, der im Vergleich zu uns den Ereignissen um ein Vielfaches näher ist, bereits zu seiner Zeit zu wenige Quellen vor, so daß er dieses Thema in der Schwebe beläßt? Eine andere Erklärungsmöglichkeit könnten die Überlegungen Pohls sein, dessen Verdienst es ist, die zahlreichen Brüche und Widersprüche der Langobardengeschichte nicht auf einen naiven Kompilator zurückzuführen, sondern diese vor dem Hintergrund sowohl der wechselvollen Vita des Autors als auch der bewegten zweihundertjährigen Geschichte des Langobardenreichs in Italien zu sehen. Paulus lebte nicht nur am Hof von Benevent. Er stammte aus Friaul und hatte neben den beneventanischen Herzögen auch den Langobardenkönigen gedient. Außerdem wirkte er als bekannter Gelehrter einige Zeit am Hof Karls des Großen. Die Geschichte, die er schreibt, ist eben nicht nur von Auseinandersetzungen zwischen Langobarden und Franken geprägt, sondern sie ist voll von Konflikten zwischen Römern und Langobarden, zwischen dem langobardischen König und den langobardischen Herzögen und – im Fall des Mönchs Paulus nicht zu vergessen – zwischen der Kirche von Rom und den Lan-



gobarden.<sup>v</sup> All dies spiegelt sich in der *Historia Langobardorum* wider. „Sie ist keine geschlossene Narratio, die auf irgendeinen (wenn auch nicht mehr geschriebenen) Fluchtpunkt, eine Auflösung hin konzipiert ist [...] Die Erzählperspektive wechselt mit dem jeweiligen Gegenstand, das Ende bleibt offen.“<sup>vi</sup>

Im Gegensatz zu Paulus Diaconus haben die Briefe und *Dialogi* Papst Gregors des Großen, die zweite wesentliche Quellengruppe, einen nicht zu unterschätzenden Vorteil: Sie sind bei allen Einschränkungen, die sich durch ihren tendenziösen Charakter ergeben, zeitgenössische Zeugnisse. Gerade für eine zeitliche Einordnung der Ereignisse enthalten sie wichtige Hinweise. Nicht zuletzt durch die räumliche Nähe besonders zu Spoleto ergibt sich überdies von selbst, daß die beiden mittel- bzw. süditalienischen Dukate und vor allem ihre militärischen Aktivitäten Thema der Korrespondenz Papst Gregors sind.

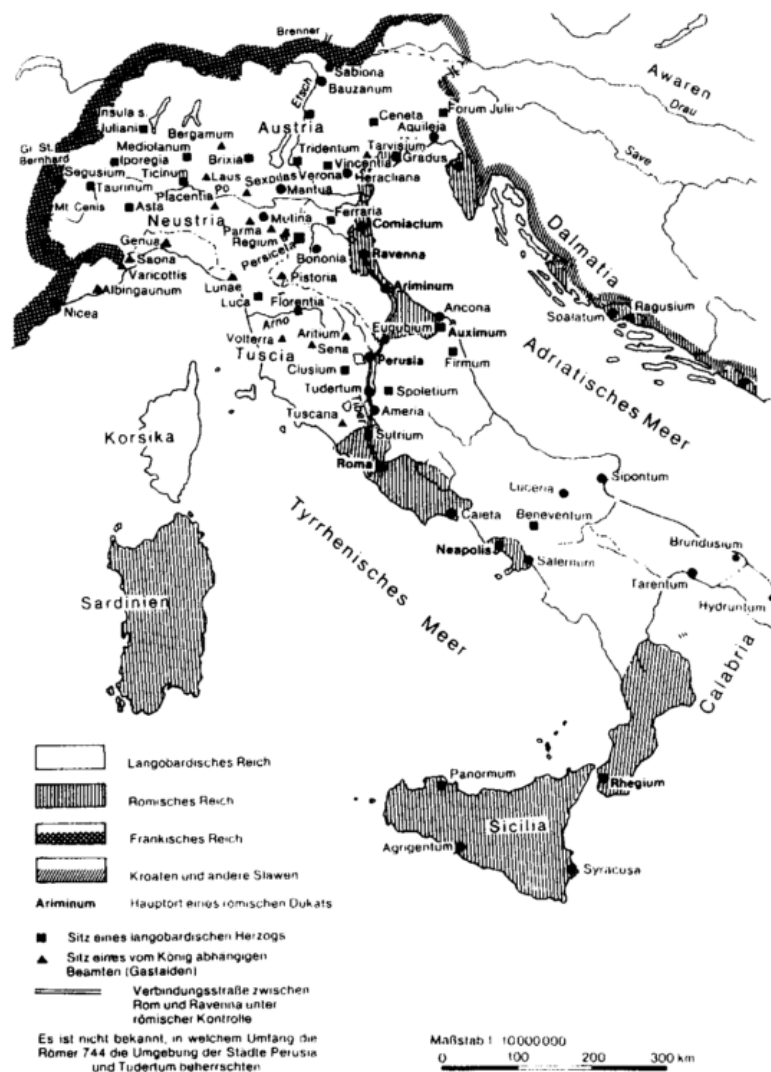
Neben den zeitnahen Nachrichten aus den Lebensbeschreibungen der Päpste im sog. *Liber pontificalis* sind wir auf vereinzelte Nachrichten fränkischer und byzantinischer Geschichtsschreiber angewiesen.

Die Frage nach der Entstehung der langobardischen Großherzogtümer Spoleto und Benevent muß in Form zweier Teilfragen präzisiert werden: Zunächst läßt sich nach der Entstehungszeit dieser beiden Dukate fragen. Die Forschung liefert hierzu im wesentlichen folgende drei Alternativen:

- a) unter König Alboin (nach 568), d. h. bald nach der langobardischen Invasion in Italien,
- b) während der königslosen Zeit (zwischen 574 und 584),
- c) nach der Erneuerung des Königtums unter Authari (nach 584).

Die zweite Teilfrage bezieht sich auf die Art der Entstehung. Handelte es sich um Gründungen im Auftrag des langobardischen Königs? Wurden die ersten Herzöge also vom König eingesetzt, wie es Paulus Diaconus z. B. für Gisulf im Herzogtum Friaul berichtet, oder handelten die ersten Herzöge „auf eigene Faust“ und ohne direkte königliche Einwirkung? Eng verbunden mit diesem Punkt ist die Frage nach dem Verhältnis zu Byzanz. Wurden diese Herzogtümer gleichsam als Bollwerke gegen die östliche Großmacht im Süden Italiens errichtet oder ist vielmehr damit zu rechnen, daß sich diese Langobarden mehr oder weniger eigenständig mit Byzanz arrangiert haben, vielleicht gar als Förderaten?

Auf der Basis einer unverändert schmalen Quellenlage lassen sich schwerlich neue Erkenntnisse bezüglich der Anfänge der beiden langobardischen Herzogtümer Spoleto und Benevent gewinnen. Versuche dieser Art müssen letztendlich auf ein Abwägen von Wahrscheinlichkeiten beschränkt bleiben. Als um so ergiebiger hat es sich dagegen erwiesen, die verschiedenen Forschungshypothesen auch vor ihrem jeweiligen zeitgenössischen Hintergrund zu sehen. Es geht also stets darum, die verschiedenen Ansichten aus gewissermaßen zwei Perspektiven, auf ihre Stichhaltigkeit hin zu überprüfen. Die erste Folie bilden zunächst natürlich die wenigen Nachrichten, die wir in den unterschiedlichen Quellen zu diesem Zeitraum finden. Darüber hinaus ist es nicht uninteressant zu sehen, wie die Forschung im Laufe der Zeit gerade mit den „Lücken“ dieser Überlieferung umgegangen ist. Oft stellt sich heraus, daß hinter Forschungskontroversen weniger eine unterschiedliche Deutung einer bestimmten Quelle als vielmehr das andersartige Ausfüllen einer „Lücke“ steht.



Auffallend ist insbesondere die äußerst schmale Quellenlage zu den Anfängen des Dukats Spoleto. Dementsprechend vage bleibt auch ihre zeitliche Einordnung. Die dürftige Quellensituation ist jedoch nicht zufällig. Oben ist bereits ausgeführt worden, in welchem Maß unsere Einblicke in die Entstehung der mittel- und südlangobardischen Herzogtümer von den Nachrichten abhängen, die uns Paulus Diakonus überliefert. Sein Schweigen zu Spoleto ist in seiner Vita begründet, denn dieses Her-

zogtum liegt nicht in seinem unmittelbaren Erfahrungs- und Interessensbereich.<sup>vii</sup> Die Datierung der Anfänge dieses Dukats ist allerdings nicht beliebig. Auch wenn der Großteil der Forschung die ältere Vorstellung einer planmäßigen Eroberung Italiens durch die Langobarden in Nord-Süd-Richtung ablehnt, so ist doch wahrscheinlich, daß langobardische Truppen dieses Gebiet auf jeden Fall nicht später als Benevent erreicht haben. Die zeitliche Einordnung der Anfänge des Dukats von Spoleto

ergibt sich also eher im Rückschlußverfahren.

Obwohl Paulus Diaconus in seiner Aufzählung der Herzogtümer anlässlich des Beginns der königslosen Zeit die *duces* von Spoleto und Benevent nicht namentlich erwähnt, scheinen die Anfänge des Herzogtums Benevent in der Phase des sog. „Interregnums“ zu liegen.<sup>viii</sup> Um es noch einmal ausdrücklich zu betonen: Auch diese Annahme kann keinen Anspruch auf letzte Gültigkeit erheben. Sie beruht im wesentlichen auf einer Stelle bei Paulus Diaconus, in der er berichtet, daß die einzelnen *duces* während der königslosen Zeit daran gingen, ihre jeweiligen Machtpositionen durch Eroberungen auszuweiten.<sup>ix</sup> Doch scheint diese Variante der zeitlichen Einordnung am wahrscheinlichsten, wahrscheinlicher jedenfalls als ein früherer bzw. späterer Zeitpunkt. Ein Argumentationsstrang, der für eine frühere Datierung spricht, kombiniert die bei Paulus Diaconus überlieferte zwanzigjährige Regierungszeit des ersten Herzogs von Benevent, Zotto, mit einem Brief Papst Gregors des Großen aus dem Jahr 592, der den Nachfolger Zottos, Arichis, erwähnt. Aber was sagt diese Verknüpfung zum Entstehungszeitpunkt des Herzogtums Benevent aus?

Schon Hartmann hat vermutet, daß die Zahl der Regierungsjahre des ersten Herzogs von Benevent erschlossen ist.<sup>x</sup> Was könnte für diese Annahme sprechen? Zunächst ist festzustellen, daß ein eigenes Kapitel oder zumindest ein nachträglicher Exkurs zur Gründung des Herzogtums Benevent fehlt. Ob dies aus Mangel an Informationen oder aus Rücksicht auf die wechselnden Machtzentren geschehen ist, in deren Umgebung Paulus Diaconus literarisch tätig war, sei an dieser Stelle dahingestellt.<sup>xi</sup> Paulus gibt weiterhin keinen Hinweis darauf, wann diese Regierungszeit Zottos beginnt oder endet. Die Nachricht

über Namen und Dauer der Regierung des ersten Herzogs von Benevent steht mehr oder weniger unverbunden in einem Kontext von Ereignissen, die sämtlich in die Zeit um 590 fallen. Paulus versucht erst gar nicht, sie in irgendeiner Weise in seine ansonsten weitgehend chronologische Erzählweise einzugliedern. Ob es sich dabei um eine Zeitangabe handelt, die von ihm selbst erschlossen worden ist, um mehr oder weniger unbeholfen die Spanne zwischen dem Eintritt der Langobarden in Italien im Jahre 568 und dem Erzählhorizont der Kapitel zu überbrücken, die die Nachricht von der Regierungsdauer Zottos umgeben, oder aus welchen Quellen Paulus Diaconus hier schöpft, ist kaum sicher zu bestimmen. Zumindest fragwürdig erscheint diese Zeitangabe insofern, als sie als Fremdkörper unverknüpft zum übrigen Erzählstrang steht.

Die Hypothese einer Entstehung der genannten Dukate erst unter König Authari ist bereits von der älteren Forschung aufgrund des sagenhaften Charakters der Überlieferung zurückgewiesen worden.

Was die Art der Entstehung der beiden Großherzogtümer Spoleto und Benevent betrifft, so ist seit Bognetti nahezu einhelliger Forschungsstand, daß die Anfänge dieser Dukate weniger auf die Initiative des langobardischen Königs als vielmehr auf die eigenständigen militärischen Unternehmungen einzelner langobardischer *duces* zurückgeht.<sup>xii</sup> Darüber hinaus erscheint die Vorstellung einer „Gründung“ der beiden Herzogtümer als inadäquat. So bezeichnet etwa Jarnut die langobardische Landnahme in Italien als einen „sehr differenzierten, zeitlich lang gestreckten Prozeß“, der durch zwei Tendenzen bestimmt wird: „Stabilisierung und Intensivierung“.<sup>xiii</sup> Die Entstehung der süd- und mittellitalienischen Dukate fällt zunächst in den ersten Bereich, ihre weitere insbesondere territoriale Ausformung reicht aber schon darüber

hinaus.

Die Untersuchung der Entstehungsart der Dukate Spoleto und Benevent hat überdies gezeigt, wie eng die Strukturen dieses Raumes mit der byzantinischen Herrschaft verbunden sind. Seit Bognetti ist in der Forschung weitgehend unbestritten, daß langobardische *duces* in byzantinischen Dienst getreten sind. Sowohl die ersten Herzöge von Spoleto und Benevent als auch deren unmittelbare Nachfolger haben es durch geschicktes Lavieren verstanden, sich einerseits die finanzielle Unterstützung durch Byzanz zu sichern, als auch eine weitgehend unabhängige Politik zu betreiben und ihre eigene Machtposition auszubauen.

Interessant wäre nun die Frage, wo mögliche Gründe für die strukturelle Andersartigkeit Unteritaliens im Vergleich zu Oberitalien liegen könnten. Prinzipiell ist von einer Kontinuität des spätantiken Strukturelements der *civitas*, also einer Stadt als Herrschaftsmittelpunkt mit ihrem zugehörigem Umland, auch in der Phase der Langobardenherrschaft in Italien auszugehen. Dieses Modell muß allerdings dahingehend differenziert werden, daß nicht jedes langobardische Zentrum mit spätantiken bzw. gotischen Herrschaftsmittelpunkten deckungsgleich sein muß. Spoleto und Benevent sind zwar nicht als langobardische „Gründungen“ zu betrachten, da sie auf spätantiken Grundlagen fassen. Ihre politische Bedeutung im mittel- und süditalienischen Bereich sind allerdings als Entwicklungen der Langobardenzeit anzusprechen. Welche strukturellen Folgen diese Tatsache gerade im Vergleich zum norditalienischen Raum zeitigte, kann in diesem Kontext nicht mehr geklärt werden. Diese Fragestellung würde den zeitlichen Rahmen „der Anfänge der Großherzogtümer Spoleto und Benevent“ bei weitem sprengen und muß einem späterem Zeitpunkt vorbehalten bleiben.

- <sup>i</sup> WOLFRAM, Herwig, Das Reich und die Germanen. Zwischen Antike und Mittelalter, Wien 1994, S. 391.
- <sup>ii</sup> BIERBRAUER, Volker, Die Landnahme der Langobarden in Italien aus archäologischer Sicht, in: MÜLLER-WILLE, Michael/SCHNEIDER, Reinhard (Hg.), Ausgewählte Probleme europäischer Landnahmen des Früh- und Hochmittelalters. Methodische Grundlagendiskussion im Grenzbereich zwischen Archäologie und Geschichte, Teil I, Vorträge und Forschungen 41, Sigmaringen 1993, S. 103-172, hier S. 171.
- <sup>iii</sup> Es handelt sich im wesentlichen um Paulus Diaconus, *Historia Langobardorum*, II, 26 und III, 32 und 33.
- <sup>iv</sup> Vgl. hierzu KRÜGER, Heinrich, Zur 'beneventanischen' Konzeption der Langobardengeschichte des Paulus Diaconus, *FMSt* 15, 1981, S. 18-35.
- <sup>v</sup> POHL, Walter, Paulus Diaconus und die „*Historia Langobardorum*“: Text und Tradition, in: SCHARER, Anton/SCHIEBELREITER, Georg (Hg.), *Historiographie im frühen Mittelalter*, Veröffentlichungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 32, Wien/München 1994, S. 375-405, bes. S. 380 f.
- <sup>vi</sup> POHL., a.a.O., S. 388.
- <sup>vii</sup> Vgl. hierzu GASPARRI, Stefano, Il ducato longobardo di Spoleto: istituzioni, poteri, gruppi dominanti, in: *Atti del 9° congresso internazionale di studi sull'alto medioevo*, Spoleto 1983, S. 77.
- <sup>viii</sup> Paulus Diaconus, *Historia Langobardorum*, II, 32.
- <sup>ix</sup> Paulus Diaconus, *Historia Langobardorum*, II, 32.
- <sup>x</sup> HARTMANN, Ludo Moritz, *Geschichte Italiens im Mittelalter*, Bd. II/1, Leipzig 1900, S. 54, Anm. 8.
- <sup>xi</sup> POHL, Walter, Memory, identity and power in Lombard Italy, in: HEN, Yitzak/ INNES, Matthew, *The uses of the past in early medieval Europe*, Cambridge 2000, S. 9-28, bes. S. 19 f.

<sup>xii</sup> BOGNETTI, Gian Pierro, *L'età longobarda*, 4 Bde., Milano 1966-1968, bes. Bd. 3, S. 439-475 und S. 485-505.

<sup>xiii</sup> JARNUT, Jörg, Die Landnahme der Langobarden in Italien aus historischer Sicht, in:

MÜLLER-WILLE/ SCHNEIDER, a.a.O., S. 173-194, hier S. 194 und allgemein DERS., *Geschichte der Langobarden*, Stuttgart 1982.

## Gedächtnis, Gräber und Gelehrte

von Sascha Käufer

Der Umgang mit dem Tod ist ein kulturelles Phänomen. In den verschiedensten Wissenschaften hat dieses Thema derzeit Konjunktur. Denn der Tod gehört nicht nur zu den Wesensmerkmalen individueller menschlicher Existenz, sondern er stellt auch die Gemeinschaft der Lebenden vor ein Problem: wie lässt sich der Verlust eines Mitmenschen bewältigen? Eine entscheidende Rolle spielen hierbei Rituale und Glaubensvorstellungen, die die Auseinandersetzung mit dem Tod erleichtern sollen. Ihre Analyse gestattet je nach Zeit und Region Einblicke in soziale Strukturen.

Die Notwendigkeit interdisziplinärer Herangehensweise liegt bei einem so komplexen Thema klar auf der Hand, zumal wenn der Tod in vergangenen Epochen und Gesellschaften untersucht werden soll. Vom 24. bis zum 27. April 2001 versammelten sich Archäologen und Historiker aus Dänemark, Deutschland, Großbritannien, Österreich und den USA in Paderborn, um den Umgang mit dem Tod im Mittelalter zu diskutieren. Die Tagung stand unter dem Titel „Erinnerungskultur im Bestattungsritual“, um historischen und archäologischen Quellen und Fragestellungen gleichermaßen gerecht zu werden.

Warum gerade Paderborn? Die alte westfälische Bischofsstadt ist zweifellos kein Zentrum für interdisziplinäre Studien zu *Death and Society*, wie sie etwa an der Universität Reading betrieben werden. Die Gründe sind andere: Zum einen wird in

Paderborn seit vielen Jahren eine fruchtbare Zusammenarbeit zwischen Archäologen und Historikern gepflegt. Zum anderen lag Paderborn im Früh- und Hochmittelalter in Sachsen, wo um 800 christliche Franken auf größtenteils heidnische Sachsen trafen. Einige frühere archäologisch-historische Tagungen im Vorfeld der Paderborner Karolingerausstellung 1999 („799 – Kunst und Kultur der Karolingerzeit“) haben gezeigt, wie gewinnbringend ein Vergleich beider Völker angesichts ihres Kulturkontakts sein kann und wie der allmähliche Prozess der herrschaftlichen und religiösen Überformung der Sachsen durch die Franken verlief. (vgl. H.-J. Häßler, *Sachsen und Franken in Westfalen* [Studien zur Sachsenforschung 12], Oldenburg 1999.)

Von archäologischer Seite stellte zunächst Christoph Grünewald (Münster) westfälische Friedhöfe des 5. bis 10. Jahrhunderts vor. Die Vielfalt dort nachgewiesener Bestattungsformen erscheine auf den ersten Blick anarchisch, könne aber den Schlüssel für eine Besiedlungsgeschichte Westfalens liefern. Wie nachhaltig sich kultureller Wandel auf das Bestattungsweisen auswirken konnte, zeigte Falko Daim (Wien) am Beispiel der Awaren. Aufgrund des Übergangs von einer Kriegs- zu einer Landwirtschaft hätten diese im 7. Jahrhundert vorübergehend Bestattungssitten entwickelt, die sich nicht länger an byzantinischen Vorbildern orientierten. Auch Anne Pedersen (Kopenhagen) ging in ihrem

Vortrag von einer ganz ähnlichen Beobachtung aus. Die Christianisierung Dänemarks im 10. Jahrhundert habe dazu geführt, dass viele adlige Familien ihre Gräber besonders reich mit Beigaben ausstatteten. Die Betonung der traditionellen Begräbnissitten in einer Zeit kulturellen Wandels deutete Pedersen aber nicht als Ausdruck der Stärke, sondern als Zeichen der Verunsicherung.

Über Grabbräuche in christlicher Zeit referierte Matthias Wernhoff (Paderborn). Anhand westfälischer Beispiele wie Herford, Herzfeld oder Enger verwies er auf die Tendenz, dass sich von 800 an bis ins Hochmittelalter hinein Kirchengründer häufig nicht am Altar, sondern im Kreuzgang oder im Porticus einer Kirche bestatten ließen. Barbara Scholkmann (Tübingen) plädierte überhaupt für eine verstärkte Erforschung von Gräbern in Kirchen, die lange vernachlässigt worden sei. Sie schlug vor, eine kircheninterne Bestattungstopographie zu erstellen und dabei zu klären, warum die Gräber in der Regel nicht zentral im Kirchenraum angelegt wurden.

Von historischer Seite skizzierte zunächst Dieter Geuenich (Duisburg) einige Grundlagen des Gebetsdenkens und der Gebetshilfe im Mittelalter, dass z. B. Heilige über ihren Tod hinaus Rechtspersonen blieben und dass Memorienstiftungen dazu dienten, nicht nur den Menschen auf Erden, sondern auch dem himmlischen Gott in Erinnerung zu bleiben. Über Konstanz und Wandel von Jenseitsvorstellungen Nordostgalliens berichtete Guy Halsall (London/GB) am Beispiel Trierer Epitaphien. Dabei beschrieb er das Begräbnis als kulturellen Text, der sich an ein Publikum wende, wobei Lage und Beigaben als die Grammatik des Grabes aufgefasst werden könnten. Bonnie Effros (Edwardsville/USA) verfolgte die Entstehung des Verbots von Totenfeiern über den Gräbern der Verstorbenen in der Merowingerzeit,

was bereits die Kirchenväter abgelehnt hatten. Ein Problem bei solchen Totenfeiern sah sie in der Interpretation der archäologisch nachweisbaren Grabbeigaben.

Mit den kirchenrechtlichen Vorschriften zum frühmittelalterlichen Bestattungswesen befasste sich Wilfried Hartmann (Tübingen). Ambrosius, Augustinus und Gregor der Große hatten in der Bestattung in der Kirche einen Nutzen für das Seelenheil gesehen, doch in der Karolingerzeit setzte man das spätantike Verbot innerkirchlicher Gräber weitgehend durch. Möglicherweise stand dies im Zusammenhang mit dem Kampf gegen das Eigenkirchenwesen. Wie ein Begräbnis im Kloster aussah, wusste Fredrick S. Paxton (New London/USA) am Beispiel rekonstruierter *Consuetudines* aus Cluny sehr anschaulich darzustellen. Trat ein Todesfall ein, so wurde der gewöhnliche Tagesablauf des gesamten Konvents unterbrochen: Nach Möglichkeit sollten alle Mönche am Begräbnisritual teilnehmen. Ein eindrucksvolles Beispiel für den hohen Stellenwert der Memoria im Mittelalter.

Die lebhaften Diskussionen während der Tagung berührten vor allem um methodische Aspekte. Im Mittelpunkt stand immer wieder die Frage nach der Aussagekraft der Grabbeigaben. Heinrich Härke (Reading/GB), der seinen Beitrag speziell diesem Thema gewidmet hatte, stellte die verschiedenen Ansätze vor: Grabbeigaben können als Ausstattungsgegenstände für das Jenseits, Geschenke für den Toten, Gaben an ein höheres Wesen, Überreste der Totenfeier und anderes mehr interpretiert werden. Aber sie können auch den Status des Toten anzeigen oder Teil des Potlach sein. Es müsse immer mit einem Kompositum verschiedener Deutungsmöglichkeiten gerechnet werden. Und nicht nur das Erinnern, sondern auch das Vergessen spiele hierbei eine wichtige Rolle. Falko Daim betonte ergänzend, dass Beigaben einen

semiotischen Zeichenwert hätten, den sie im Lauf der Zeit auch wieder verlieren könnten. Außerdem müsse man zwischen Tracht und Beigabe unterscheiden.

Die Grundlage des Erinnerns sah man im wiederholten Aufsuchen der Grabstätten, die in besonderer Weise als Erinnerungsorte zu gelten haben. Sie stellen einen Gemeinschaftsbezug her und sind in der Regel durch die Nähe zu einem Heilum gekennzeichnet. Insofern lassen sich Friedhöfe als geschichts- und identitätsstiftende Orte begreifen. Es kristallisierte sich auch heraus, dass die Erinnerung um so stärker war, je repräsentativer Gräber, Beigaben und Totenmäher inszeniert wurden. Die adligen Familien drückten damit oftmals ihren Machtanspruch aus. Orientierungskonflikte in Übergangszeiten haben dabei vermutlich zu besonders intensiver Erinnerung geführt, ebenso wie möglicherweise Katastrophen in sehr lebendiger Erinnerung blieben.

Insgesamt zeigte sich in den Diskussionen der Archäologen und Historiker eine große Bereitschaft zur interdisziplinären Zusammenarbeit. Das dürfe aber nicht zu einer bedenkenlosen Übernahme von Ergebnissen aus anderen Wissenschaften führen, wie Irene Mittermeier (Tübingen) in ihrem abschließenden Vortrag betonte. Insbesondere Archäologen hätten sich in der Vergangenheit bei der Deutung von Grabbeigaben zu oft auf methodisch überholte Standardwerke der Volkskunde verlassen. Zunächst müsse man seine Ergebnisse immer durch die Methodik des eigenen Fachs absichern. Die von den Paderborner Veranstaltern Jörg Jarnut und Matthias Wemhoff in Aussicht gestellte Publikation der Vorträge wird sicherlich dazu beitragen, dass dieses grundlegende Wissenschaftsprinzip bei aller Liebe zur Interdisziplinarität nicht begraben wird, sondern in Erinnerung bleibt.

## Mahnende Erinnerung.

### Anmerkungen zum Nationalsozialismus im Paderborner Raum.

von Maria Jürgens

*Im Kreismuseum Wewelsburg wurden vom 7. Januar bis zum 24. Januar 2001 zwei Holzschnittzyklen der Paderborner Künstlerin Gertrud Blecke gezeigt, die sich mit den Geschehnissen im Konzentrationslager Niederhagen in Wewelsburg auseinandersetzen. Die Künstlerin (Geburtsjahrgang 1928) stammt ebenso wie Dr. Maria Jürgens aus Salzkotten, die anlässlich der Ausstellungseröffnung *Ahnungen und dunkle Erlebnisse ihrer Kindheit und frühen Jugend* vortrug.*

„Im Kreismuseum Wewelsburg wurden vom 7. Januar bis zum 24. Januar 2001 zwei Holzschnittzyklen der Paderborner Künstlerin Gertrud Blecke gezeigt, die sich mit den Geschehnissen im Konzentrationslager Niederhagen in Wewelsburg auseinandersetzen. Die Künstlerin (Geburtsjahrgang 1928) stammt ebenso wie Dr. Maria Jürgens aus Salzkotten, die anlässlich der Ausstellungseröffnung *Ahnungen und dunkle Erlebnisse ihrer Kindheit und frü-*

*hen Jugend* vortrug.

Die ersten Begegnungen mit dem Nationalsozialismus hatte ich 1934 in Benhausen. Ich wohnte bei einer kinderlosen Tante und ging dort zur Schule. An einem Sonntagnachmittag marschierte eine Gruppe SA-Männer in braunen Uniformen durch das Dorf. Der Gleichschritt hämmerte ein Stakkato auf das Straßenpflaster, dazu wurde das Lied mit dem Refrain: „Wir werden weiter marschieren, wenn



10. November 1938. Brand der Paderborner Synagoge. Die Feuerwehr schützt umliegende Gebäude. Archiv Golücke.

alles in Scherben fällt, denn heute hört uns Deutschland und morgen die ganze Welt“ gesungen. Es war aufdringlich und Furcht einflößend. Mein Onkel, Ignaz Füller (1884-1979), war damals Bürgermeister von Benhausen. Aus diesem Grunde hatte er einen sogenannten Volksempfänger. Dieses Radio mußte er in das Fenster der Amtsstube stellen, wenn Hitler eine Rede hielt. Durch Ausruf waren die Dorfbewohner zum Hören aufgefordert worden und auch eine - zwar kleine - Gruppe stand davor und lauschte. Die Stimme aus dem Apparat klang schrill und suggestiv. Den Inhalt kann ich verständlicherweise nicht kommentieren.

Zum ersten Nachdenken über die neuen Machthaber in Deutschland kam ich, als ich 1938 zur Oberschule der Augustinerin-

nen (Michaelskloster) nach Paderborn ging. Als ein „Kind vom Lande“, das sich in die neue Situation der großen Schule und an eine gewisse Anonymität gewöhnen mußte, hatte ich zunächst viel mit mir selbst zu tun. Plötzlich wurden zwei jüdische Mitschülerinnen, die ich kaum kennen gelernt hatte, aus unserer Klasse geholt. Nach Unterrichtsschluß dieses Tages kam die Schulleiterin, es war damals Mutter Alexia Köring, in unsere Klasse. Sie bat darum, unseren Eltern zu berichten, daß nicht die Ordensschwestern die Kinder der Schule verwiesen hätten. Dies war ein Schock für uns alle. Wir konnten es in unser jungendliches Weltbild nicht einordnen.

Im gleichen Jahr erlebte ich den Brand der Paderborner Synagoge (10. November 1938), den man vom höher gelegenen Benhausen beobachten konnte. Als ich am nächsten Tag mit dem Bus zur Schule fuhr, sahen wir statt des stolzen, ehrwürdigen Baues eine rauchende Trümmerstätte.

Schon 1940 zwangen die Nationalsozialisten die „Französischen Nonnen“ zur Schließung der Schule. Wir hatten sie nur zwei Jahre besucht und wurden geschlossen in die Pelizaeusschule überführt. Der Abschied von den Augustinerinnen war von großer Traurigkeit überschattet. - Wir schenkten ihnen damals ein Bäumchen, das Hoffnung auf eine gute Zukunft verheißen sollte. Leider fiel es dem Bombenkrieg zum Opfer.

In der Pelizaeus-Schule mußten wir uns irgendwie arrangieren. Für uns Schülerinnen von der Ordensschule bestellte man als Lehrer vorwiegend überzeugte Nationalsozialisten. Doch längst hatte sich in uns ein Widerstandskeim entwickelt, der mehr und mehr heranwuchs und uns somit gegen die verordnete Ideologie immunisierte.

Der Vollständigkeit halber muß ich ein frühes Kindheitserlebnis erwähnen. Unser Vater war mit einer Gruppe Bauern zu einer Kundgebung zum Bückeberg bei



Hamel, dem Schauplatz der Reichserntedankfeste, gefahren worden. Es ist bekannt, daß Hitler besonderes Interesse am Bauernstand - dem „Blutquell der Nation“ - hatte. Da viele Hofbesitzer, bedingt durch die Inflation, verschuldet waren, organisierte die Partei für sie Entschuldungsgesetze. Die Nazis verstanden sich geschickt auf emotionale Riten und gemeinschaftsbildende Zeremonien. Der Vater kam mit einer gewissen Begeisterung zurück; doch er war nicht von der Ideologie infiziert. Das seitens unserer Familie vermittelte Werteverständnis, wie auch das trotz allem noch vorhandene katholische Milieu des Paderborner Landes, gewährten uns ebenfalls stabilisierenden Rückhalt.

Ich möchte nun noch einmal auf meine Schulsituation zurückkommen. Nach dem Besuch der Quarta (7. Klasse) der Pelizausschule in Paderborn wechselte ich ins Internat der Ursulinen nach Werl. Es waren nur zwei Schuljahre - sie würden heute den Klassen acht und neun entsprechen - die ich rückwirkend als eine kostbare Zeit betrachten muß, weil sie meiner geistigen Entwicklung wertvolle Impulse gaben. Von „draußen“ hörten wir nicht viel. Bei besonderen parteipolitischen Veranstaltungen traten die Ursulinenschülerinnen in geschlossener Formation an. Wir füllten die Säle. Die Schulgebäude und das Internat wurden dann mehr und mehr zum Lazarett umfunktioniert. Auch in dieser Schule durften schon einige Jahre keine neuen Jahrgänge aufgenommen werden. 1943 wurde die Schule ganz geschlossen und ich ging zurück zur Pelizaeus-Oberschule nach Paderborn, dessen Leitung inzwischen ein überzeugter Nationalsozialist übernommen hatte. Neben dem häufigen morgendlichen Antreten und Flaggehissen auf dem Schulhof, wozu neben dem Deutschlandlied auch das Horst-Wessel-Lied gesungen wurde, erinnere ich mich an ein typisches Aufsatzthema aus dieser Zeit. Es hieß:

„Welche Gründe berechtigen uns zu sagen, daß die heutige Zeit der Beginn einer neuen Zeit der Weltgeschichte ist?“ Leider weiß ich nicht mehr, wie ich diese Thematik behandelte. Manchmal ertappe ich mich heute noch bei einigen Liedern, die wir im Musikunterricht lernten. Es waren ausgesprochene Nazilieder.

In den letzten Kriegsjahren fiel aufgrund der sich mehr und mehr intensivierenden Bombenangriffe der Unterricht häufig aus.

Im Frühjahr 1945 wurden auch wir Schülerinnen zum Kriegsdienst verpflichtet. Er bestand für mich und einigen anderen zunächst im Eindosen von Brot für die Frontsoldaten in der Brotfabrik Reineke zu Salzkotten.

Als die Alliierten schon über den Rhein marschiert waren, „karrte“ man uns noch zu einem Einsatz nach Lembeck, wo wir mit dem Spaten Gräben ausheben sollten. Ein heftiges Bombardement in der Nacht unserer Anreise zum „Schuppen“ führte dazu, uns gleich wieder zurück zu transportieren. Soweit die Erinnerungen meiner Schuljahre, die ich aus politischen Gründen an drei Schulen absolvieren mußte.

Zum Ort Wewelsburg bestand aus familiären Gründen seit meiner frühen Kindheit eine enge Verbindung. Im Turm der Burg wohnte nämlich bis 1934 der Pfarrer und Geistl. Rat Johann Pöppelbaum (1845-1934). Er war der Bruder meiner Großmutter. Ich erinnere mich noch genau an einen Besuch beim Priester-großonkel in der Burg. Der große Wald, das Dorf und die ehemalige Klosteranlage Böddecken waren später oft Ziel unserer Wanderungen und Radtouren. Wir konnten deshalb die Veränderungen im Ort, seit der Reichsführer der SS Himmler ihn zum Schulungszentrum erkoren hatte, feststellen. Die Wewelsburgerstraße wurde asphaltiert, an der Burg wurde abgerissen und wiederum enorm gebaut, das Bar-

ckenlager Niederhagen angelegt. Auf einmal sahen wir Menschen in gestreifter Kleidung, die politischen Häftlinge. Als wir wieder dort waren, begegnete uns - wir waren wohl zu Dritt - eine Gruppe Gefangener. Fast alle trugen ein dreieckiges, lila Abzeichen am Ärmel, das sie als „Ernste Bibelforscher“ kennzeichnete. Im Vorbeigehen rief uns der Wachmann hämisch zu: „Habt ihr sie gesehen, die Verbrecher?“ Wir erschrakten und konnten uns nur schwer einen Reim darauf machen. Der Ton seiner rohen Stimmen kontrastierte sehr zu den verängstigten Blicken dieser Menschen. Schockiert und bange fuhren wir davon. Wir verstanden die Welt nicht mehr. Diese Szene habe ich im ganzen Leben nicht vergessen.

Über Wewelsburg und seine Veränderungen wurde viel gemunkelt. Häufig beobachteten wir geschlossene Limousinen über die Wewelsburgerstraße rollen. - Es hieß, darin würden zu Tode geschundene KZ - Häftlinge nach Bielefeld zum Krematorium befördert.<sup>ii</sup> Wir schauderten bei dem Gedanken.

Trotz all dieser negativen Erfahrungen in jenen Jahren hatten wir zuverlässige Begleiter. Da war die Kirche mit ihrer Jugendarbeit, die uns stützte und forderte. Wir hatten die Schriftsteller mit ihrem Wertekanon. Werke von Reinhold Schneider, Josef Pieper, Werner Bergengruen, Gertrud v.le Fort, Ernst Wichert, Romano Guardini u.a. kannten wir und diskutierten sie. Sie gaben uns Halt und innere Sicherheit, Freiheit des Denkens und auch eine bestimmte Überlegenheit über dieses Regime.

Die Wahrheit über viele dieser schrecklichen Ereignisse erfuhren wir erst nach dem Krieg. Jetzt wollten wir möglichst alles wissen. Darum organisierte ich als Dozentin der Katholischen Landvolkshochschule

Hardehausen Fahrten zu den ehemaligen Konzentrationslagern Dachau und Auschwitz. Eine der für mich ergreifendsten Augenblicke war eine Meßfeier in Berlin-Plötzensee, in dem Raum, worin Märtyrer dieser schlimmen Zeit sterben mußten.

Der Name „Wewelsburg“ ist für mich ambivalent geblieben: Einerseits die traditionsreiche Burg mit der Bedeutung für unsere Heimat, das Hochstift Paderborn - diese Funktion hat sie nun wieder - andererseits durch den Mißbrauch eines verbrecherischen Systems.

Der Künstlerin Gertrud Blecke sind wir dankbar, daß sie uns mittels der Holzschnitte dieser Ausstellung nachdenklich macht. Sie sind ein Ausrufezeichen für uns: Nimm Deine Verantwortung wahr. Wir alle sind gefordert.“

<sup>i</sup> Es handelt sich um: Gerda Löwenberg, sie wurde am 1. April 1927 in Paderborn geboren. Mit der Familie emigrierte sie am 22. Juni 1941 - „in letzter Minute“ - über Spanien in die USA. Als Frau Steinhardt starb sie dort infolge eines Unfalls am 26. August 1976. Ingeborg Stern, die 1925 in Paderborn geboren wurde. Am 13. Dezember 1941 wurde sie mit ihren Eltern und dem Bruder Heinz Salomon nach Riga deportiert. Über Skandinavien gelangte sie in die USA. Sie lebt als Frau Schwartzmann in New York. Ihr Gesundheitszustand verhinderte die Annahme einer Einladung zur „Woche der Brüderlichkeit“ 1997 nach Paderborn. Vgl. Margit Naarmann: „Von ihren Leuten wohnt hier keiner mehr“. Jüdische Familien in Paderborn in der Zeit des Nationalsozialismus. Paderborner Historische Forschungen, Band 7. Köln 1998.

<sup>ii</sup> Bis zur Errichtung eines eigenen Krematoriums im KZ Niederhagen wurden die Leichen der Häftlinge zur Einäscherung nach Berlin-Treptow, Dortmund und Bielefeld-Brackwede überführt. Vgl. Hüser, Wewelsburg 1933-1934. Paderborn 1987, S. 98.